

# Merlin vom Park Rosenhöhe

Karl Krolows neue Gedichtbände und eine Studie von Rolf Paulus

Aus der ZEIT Nr. 49/1982 3. Dezember 1982, 8:00 Uhr

*Von Klaus Jeziorkowski*

Es gibt nun ein gut 700 Seiten starkes Buch über Karl Krolow [<https://www.zeit.de/thema/karl-krolow>], und daß das Beschreiben und Bedrucken von so viel teurem Papier zu diesem Thema möglich ist, das ist ein Indiz für zwei unanfechtbare Tatsachen: Lyrik hat seit einiger Zeit Konjunktur, und Krolow ist unübersehbar in das Klassiker-Stadium der Rundum-Würdigung eingetreten. Nachdem so wahrhaft Große der Lyrik wie Paul Celan, Günter Eich und Ernst Meister nicht mehr da sind, ist es vor allem Karl Krolows Schultern aufgeladen, die beeindruckende Konstanz und Kontinuität deutscher Lyrik seit den vierziger Jahren, vor allem also der Nachkriegslyrik, anschaulich zu machen. Welch ein Werk! Welch ein Kompendium des folgerichtigen lyrischen Arbeitens, wenn man darunter nicht Ächzen, Stöhnen und Schnaufen mit nasser Denkerstirn versteht, sondern die Kunst, die gewaltige Mühe vergessen zu machen in der substanzreichen Anmut und Luftigkeit des Gebildes aus Wörtern. Ich kenne niemanden in Deutschland, der diese Meisterschaft des Wagens und Experimentierens mit dem Stellen der Schrift und der Wörter in ähnlich systematischer Anmut Schritt für Schritt ausweitet wie der nun siebenundsechzigjährige Krolow, unser Merlin vom Park Rosenhöhe, der in aller Stille Darmstadt zu einer der literarischen Hauptstädte unseres Landes gemacht hat.

Zum Fünfundsechzigsten, wenn normale Leute, wie es so schön heißt, "in Rente" gehen, bekam Karl Krolow, der sich noch lange nicht zur Ruhe setzen wird, von Rolf Paulus auf 706 Seiten den Spiegel vorgehalten. Gute 250 Seiten des Buches bieten eine Bibliographie der Schriften, die im engeren und auch in einem relativ weiten Sinne mit Krolow zu tun haben. Sie widerlegen mögliche Befürchtungen, Krolow könne ein Vergessener oder Übersehener sein.

Zieht man weitere 160 Seiten für Anmerkungen, Lebensstafel, mehrere Register ab, so bleiben noch rund 280 Seiten Text, auf denen Paulus die lyrische Katze streifenweise aus dem Sack läßt – um Peter Rühmkorf [<https://www.zeit.de/thema/peter-ruehmkorf>] aus seinen Frankfurter Vorlesungen "Über den Reim" zu zitieren.

Um es gleich zu sagen: Es ist die bekannte Katze, die freilich, weil sie bekannt ist, nicht schlechter wird. Paulus greift Krolow bei dessen sichtbarster offener Flanke: der "Offenheit" seiner Gedichte. Wenn auch sie nicht der einzige Aspekt seines Werkes ist, so kommt Paulus hier doch auf eine Qualität Krolows zu sprechen, an der man seine Gedichte weithin identifizieren kann. Paulus zeigt, wie Krolow Offenheit durchprobiert, wie er Leichtigkeit so trainiert, daß die zugehörige Mühe und Arbeit sich im Gebilde gegen die Schwerkraft aufhebt, im Wortsinn. Krolows Intention ist es, luftige Gedichte zu schreiben, poröse, durch die der Wind geht und die dennoch von der Festigkeit der Spinnennetze sind und wie sie der Schönheit abstrakter Figurationen und dem Fang von Erkenntnis hingegeben. Jene luftige und klare Offenheit Krolowscher Gedichte widerlegt die Mär von der notwendigen Hermetik, also Zugeknöpftheit moderner Lyrik. Krolows alltägliche Gedichte – so heißt einer seiner Gedichtbände – korrespondieren mit ihrer Umgebung, mit der Einsicht des Lesers, ohne je zum trivialen Straßengesang zu degenerieren, zur Bankelschnulze, zum rhythmisierten Flugblatt. Davor bewahrt sie ihre kühne Abstraktheit, die hannoversch-leibnizische Differenziertheit und Kühle.

Diese luftigen, porösen, nach Art der Spinnennetze zugleich konkreten und abstrakten Gebilde sind wegen ihrer Offenheit fast zwangsläufig im weitesten Sinne politisch, also nicht zugesperrt vor den Erfahrungen und Redeweisen ihrer Zeit. Mir scheint es deshalb unnötig und überflüssig, daß Paulus nun eigens versucht, bei Krolow das politische Gedicht im spezifischen Sinne nachzuweisen. Das befördert das Kästchendenken – hier die politische Sektion und dort die Gedichte über Regenwürmer und Zirkuswolken –, und es ignoriert die grandiose Tatsache, daß Krolows spätere Gedichte von den sechziger Jahren an in all ihrer kühnen Abstraktheit der Zeit offenstanden, im besten Sinne Zeitgedichte, alltägliche Gedichte sind, hellwache Texte eines sensiblen *citoyen*.

Zugunsten dieses thematisch orientierten Schubladenverfahrens muß Paulus beinahe zwangsläufig ignorieren, welcher unerhörte Wandel in der Lyrik Krolows während der sechziger Jahre vor sich geht, vereinfacht: der Übergang von der Naturlyrik zum Zeitgedicht.

Es wäre gut, wenn ein Wort darüber gefallen wäre, wie sich uns jetzt die erste Hälfte der sechziger Jahre immer deutlicher als Epocheneinschnitt darstellt zwischen den existentiellen Erfahrungsmustern vorher und der danach einsetzenden Kritik am Vorfindbaren mit dem Impetus der Veränderung. Es ist, vereinfachend gesagt, der Klimawechsel vom Heidegger/Jasperschen Modell zum Adornoschen der Frankfurter Kritik. Adornos "Jargon der Eigentlichkeit" markiert das Umschwungdatum, das sich zeitparallel etwa auch in den Werken von Eich [\[https://www.zeit.de/thema/guenter-eich\]](https://www.zeit.de/thema/guenter-eich) und Böll abzeichnet. Gerade auch im Registrieren dieses Einschnitts ist Krolows Werk repräsentativ und offen.

Während Paulus uns das vorenthält, ist seine Arbeit wohlversehen mit all den Dissertations-Marotten und -Mucken unserer Germanistenspätzeit. Phänomenen, die unsere deutsche Germanistikproduktion im Ausland oft so schwer genießbar erscheinen lassen: gravitatischer Stolzierschritt über sprachliche Stolpersteine, umständliche methodische Selbstkommentierung, Überdokumentation.

Warum braucht eine solche Arbeit, die als Leistung wahrhaft respektabel ist, zum Kuckuck noch mal drei Inhaltsverzeichnisse, von denen das zweite sage und schreibe zehn Seiten lang ist?

Warum braucht eine deutsche Dissertation Sätze wie diesen: *"Erst diese Erarbeitung des Materials ermöglicht eine Positionsbestimmung, die für literaturgeschichtliche Fragestellungen die Basis für Vergleiche liefert, die auch den Hintergrund für ideologische und ästhetische Bewertungen abgibt und somit für ein emanzipatorisches Erkenntnisinteresse im engeren Sinne fruchtbar werden kann"*

Warum müssen in der Krolowschen Lebens- und Werkchronik solche Kindheits- und Jugendaneddoten auftauchen: *"Von Spielgefährten ‚Schimmel‘ gerufen, Rollerjagden durch die Straßen. Als Kind häufig Erkältungskrankheiten, Mandelentzündungen... K. K. rennt Hindenburg, der im Park Eilenriede spazierenging, gegen den Bauch."*

Ich, würde bei solchen Details einer im ganzen guten und wichtigen Studie nicht verweilen, wenn ich sie nicht für verhängnisvoll hielte als Beiträge zu der Gefahr, daß sich eine deutsche Buch-Haltergermanistik fort- und festsetzt, die uns isoliert und erfolgreich davor bewahrt, in anderen Weltgegenden verstanden und gelesen zu werden, hier zum Nachteil Karl Krolows. Und so werde denn auch ich am Ende buchhalterisch und pingelig: Da heißt an drei weit voneinander entfernten Stellen des Buchs einer der beiden Editoren der berühmten Berner Meyer-Ausgabe konstant "Zöck". Ein Flüchtigkeitsversehen scheint ausgeschlossen. Die Leistung der beiden Meyer-Herausgeber ist aber international längst derart anerkannt, daß der eine es wohl verdient, wenn wir ihm hier wieder zu seinem richtigen Namen Zäch verhelfen.

Unterdes hat Karl Krolow allem recht gegeben, sich selbst und seiner phantastischen Wandlungsfähigkeit, mit zwei weiteren Gedichtbänden, in denen sich das meiste reimt. Freilich erscheint mir die neue Reim-Manier Krolows bedenklich. Da sich in unseren Zeiten fast nichts reimt, bleibt für eine ernst zu nehmende Renaissance des Reims, so paradox es klingt, nur die ironische Manier des Reimens, die Ironie zwischen jenen beiden Wörtern, die "hinten übereinanderpassen", wie Jürgen von Manger dieses poetische Verfahren einmal definiert hat. Da reimt sich dann "Boden" auf "Hoden", "Wort" auf "Abort", "heißen" auf "scheißen", so als hätte Krolow zuvor immer Rühmkorfs Buch "Über das Volksvermögen" mit ins Bett genommen.

Krolow kraftmeiert in diesen beiden Bänden mit Populärem, Rüdern und Vulgärem, mit Fäkalien und Genitalien, auf eine freilich etwas dezenter und distanziertere Weise, als er das früher schon während der wilden Rebellionsjahre unter dem Namen Karol Kröpke in seinen "Bürgerlichen Gedichten" getan hatte, die sozusagen die Innenwände öffentlicher Klosetts zwischen Einbanddeckeln gebunden als Buch herausbrachten.

Was hier etwas leichter und mit dem Reim schwebender einherkommt, steht angesichts seiner weitgehenden Fixierung auf den Körper und vornehmlich dessen untere Hälfte, die sich mit einer anderen unteren Hälfte abgibt, zwar in dichtem Zusammenhang mit Krolows Prosa- und Liebes-Erzählung "Das andere Leben" (die bei ähnlichem Sujet im Vergleich mit Frischs "Montauk" ihre brüchige Hinfälligkeit erweist), steht aber vor allem in spürbarem und nicht immer vorteilhaftem Kontrast zur sinnlichen Intelligenz und zur exakten Luftigkeit der Gedichte aus Krolows vorigen Tagen, jener in der Tat nicht mehr überbietbaren Wort-Spinnweben vor der Reim-Rechnung. Weil ihre Qualität, ihre Machart und Orientierung faktisch nicht mehr zu übersteigern waren, scheint Krolow sich zu jenen anderen Themen und Techniken gewandt zu haben, die im Gegensatz zum früheren lyrischen Werk nun als Mache erscheinen: thematisch forciert bis verkrampft, technisch in der Handhabung des Reims und der traditionellen Strophen- und Gedichtformen von einer Virtuosität, die sich gelegentlich auf Rilke zu reimen scheint, auch in der Verwendung des Französischen, in der Rilke allerdings Krolow überlegen ist.

Die gereimte Tändelei zwischen zwei Körpern, dem eines Mädchens und dem eines alternden Mannes, läßt Bilder erstehen wie von Hamilton, von jener duftig verschleierte Halbfrivolität, die immer an der Grenze zur Reklame für ein Cremeschaumbad der gehobenen Sorte dahinschäkert.

Krolow spielt Goethe. Und das im Jubiläumsjahr 1982. Die Liebesgedichte des Bandes "Zwischen Null und Unendlich", ohnehin beladen mit Anspielungen auf Goethe und viel Weltliterarisches, inszenieren, wissentlich oder unwissentlich, Marienbad: den über siebzigjährigen Goethe, die siebzehnjährige Ulrike von Levetzow, die "Trilogie der Leidenschaft", die "Marienbader Elegie" – auch wenn Krolow seine beiden Liebenden in Paris lodern läßt, was das Klischee nicht gerade dämpft. Obwohl auch Krolows Liebesgedichte die Resignation, den Schmerz, die Irritation, das Bewußtsein der Unmöglichkeit in der Beziehung der beiden ungleichen Partner nicht unterdrücken, ziehen sie doch sehr den kürzeren mit ihren Jungmädchen-Hüpf-und-Glück-Klischees. Andererseits ist es kein Kleines, dem Großmeister in später Liebeslyrik zu unterliegen.

Der Gedichtband "Herbstsonett mit Hegel" übt sich gereimt im ironisch gebrauchten Sprechblasenjargon der Turnschuhgeneration. Das hört sich so an

wie das Gedicht PLOPP, das erste des Bandes, es vorführt:

## **PLOPP**

*Bedien dich oder vergiß es – in einem kühlen Grunde da geht so ein gewisses PLOPP dir aus dem Munde.*

*Da kommt die Kaugummiblase dir schon wie Sprache vor. Da wird dir kalt um die Nase, seit man den Bart dir schor.*

*Da ist auch kein Volkslied mehr. Du brauchst nur weiter zu kaum. Das Mühlrad nebst Zubehör ist nichts für die Kaugummifraun.*

*Und PLOPP steht das Herz dir stille. Das war schon das Leben: das war's, wie bekannt, mit erstarrter Pupille. Der Tod hängt im Ansatz des Haars*

oder noch konzentrierter in der letzten Strophe des Gedichts

"Nichts Neues": "Aber was ist es? Du bekommst doch die Motten/so oder so, wie du weißt. Man ist doch im Eimer,/steigt privat in die Luft mit denselben Klamotten, /besingt den persönlichen Sarg ganz melodisch als Reimer."

Das ist so keß, flott und smart gemacht, daß man es noch als nachträgliches Exempel in Karl Kraus' Essay "Heine und die Folgen" aufnehmen sollte. Der Band zeigt zwar, daß es sich durchaus noch und wieder reimen läßt, auch in unserer rotzigen Sprache des "Frust", der Kälte, der datenverarbeiteten und mikroprozessierten Klempnersprache unserer analysierten und therapierten "Beziehungen", wie jetzt das Zusammengehören heißt.

Ich bleibe, um in seiner neuen Diktion zu reden, bis auf die Knochen ein Krolow-Fan und lasse mir auch durch neuere Reime das sichere Bewußtsein nicht so schnell nehmen, daß er für die Lyrik unserer letzten drei Jahrzehnte beinahe unvorstellbar Großes geleistet hat und das nach Möglichkeit auch weiter tun wird.